

Wissenschaft oder Unsinn?

Vor hundert Jahren wurde Gilbert Ryle geboren

Vor etwa fünfzig Jahren, im Jahre 1949, erschien das Buch, das Gilbert Ryle berühmt machte: «The Concept of Mind». Auf Jahrzehnte war es eines der Bücher, an denen man nicht vorbeikam, wenn man philosophisch auf der Höhe der Zeit sein wollte. Es war die erste gross angelegte Vorführung einer neuen philosophischen Arbeitsweise: der des sogenannten *linguistic turn*, der Wendung zum Sprachlichen. Wittgensteins «Philosophische Untersuchungen», das andere grosse Werk dieser Strömung, erschien erst vier Jahre später. In der englischen Philosophie des 20. Jahrhunderts war wohl niemand einflussreicher als Ryle. Und dies insbesondere auch, weil er neben der philosophischen Arbeit im engeren Sinn auch noch anderes von erheblicher Wirkung tat. In Oxford renovierte er das Studium der Philosophie; seitdem ist diese Universität das Ausbildungszentrum der internationalen Elite. 25 Jahre lang war er der Herausgeber des «Mind» und prägte Inhalt und Stil einer der wichtigsten Zeitschriften der Philosophie.

Es gibt ein Drittes

Ryle, der am 19. August 1900 geboren wurde, kam mit 19 nach Oxford, mit 76 starb er dort. Von 1945 bis 1968 war er der Waynflete Professor of Metaphysical Philosophy. Er studierte zunächst, wie alle, die Klassiker: die alten Griechen, Descartes, die britischen Empiristen und Kant. (Über Datierungsfragen zu Platons Dialogen hat er 1968 eine bei aller Gelehrsamkeit aberwitzig originelle Monographie verfasst.) Seine tieferen philosophischen Interessen gingen jedoch in eine andere Richtung. Was kann Philosophie – sie selbst, nicht ihre Geschichtsschreibung oder die Exegese ihrer grossen Werke – sinnvollerweise sein? Was für Probleme sind das eigentlich, die «eigentlich philosophischen» Probleme? Wittgensteins «Tractatus» und eine Reihe von Arbeiten des Wiener Kreises hatten eine unerfreuliche Alternative präsentiert: Bei jedem vermeintlichen Problem dieses Schlags handele es sich entweder um ein präzise darlegbares Problem der Wissenschaften (die Formalwissenschaften wie Logik und Mathematik eingeschlossen) oder um ein «metaphysisches» Scheinproblem, d. h. um mehr oder weniger gut verhüllten Unsinn. Mithin gebe es keine eigentlich philosophischen Probleme: Entweder ist es Wissenschaft oder es ist Unsinn.

Viele der jüngeren Philosophen im Oxford der unmittelbaren Vorkriegs- und Nachkriegszeit hielten diese Dichotomie für verfehlt, obwohl sie der Vermutung durchaus zugetan waren, dass der traditionelle Bestand der Philosophie reich an unsinnigen Fragen und kongenialen Antworten ist. Ryle war es, der mit «The Concept of Mind» dem Scientismus und Formalismus in der systematischen Philosophie als Erster im grossen Stil entgegentrat: Der Komplementärbegriff zu Unsinn ist nicht Wissenschaft, und die philosophische Klärung eines Begriffs zielt nicht auf dessen Formalisierung oder Verwissenschaftlichung, Begriffsklärung soll gerade die Vielfältigkeit und logische Heterogenität der zu klärenden Begriffe erkennbar werden lassen.

Wie das geht und welchen Nutzen es hat, versucht Ryle insbesondere am Beispiel der sogenannten Körper-Geist-Problematik im Einzelnen vorzuführen. Schon die vermeintliche Kernfrage: «Sind Körper und Geist identisch?» ist nach Ryle alles andere als eine gute Frage. Denn wird sie erst einmal so gestellt, dann gerät man allzu leicht in das Dilemma, die geistigen Phänomene entweder zugunsten der materiellen zu leugnen («Geist ist letztlich auch nur eine Materie») oder eine eigene immaterielle Sphäre des Innergeistigen zu postulieren, die mit der materiellen Welt in einem schwer begreiflichen Zusammenhang steht. Ryle hält den Reduktionismus der Behavioristen und sonstigen Identitätstheoretiker für genauso grundsätzlich verfehlt wie den «Duplikationismus» à la Descartes. Und auch der gesunde Menschenverstand hilft hier nicht weiter; der hat zu solchen Fragen nichts zu sagen.

Stil mit Esprit

Ryle weist in Einzelanalysen nach, wie lächerlich unbeholfen und verzerrend das reduktionistische oder duplikationistische Reden über den Geist sich ausnimmt, wenn man es auf die konkreten Phänomene anwendet. Den Erzfehler seiner Gegner sieht er in falscher philosophischer Abstraktheit: Sie abstrahieren von der kategorialen Unvergleichbarkeit der involvierten Begriffe. Denn Begriffe, die vom Geistigen handeln, funktionieren logisch so grundlegend anders als solche, die vom Körperlichen handeln, dass die Frage, ob es ausser dem Körper auch noch einen Geist gibt, selbst schon ein Kategorienfehler ist. Das traditionelle Körper-Geist-Problem lebt von einem Missverständnis dessen, worum es in ihm angeblich geht.

Ryles Auffassungen waren – und sind – für sich schon provokant genug, aber wie er sie präsentierte, das war die Höhe. Ein leichter, ironisch amüsiertes Ton durchzieht «The Concept of Mind». Dennoch ist es ein dicht geschriebenes, seriös argumentierendes Buch. Fussnoten und jederlei Form der akademischen Beflissenheit fehlen darin allerdings. Keine komplizierten Definitionen, kein Brillieren mit technischen Details. Ryle setzt auf eingängige Analogien, simple Beispiele und prägnante Bonmots. Immer schnurstracks zur Sache, ohne Pomp und Pose, ohne Kotau vor alten und neuen Lämern. Selbst die in ihrer Häufung ermüdenden Erinnerungen an richtige und falsche Begriffsverwendung sind noch ohne jene gouvornantenhafte Pedanterie, die später die sogenannte Ordinary-Language-Philoso-

phie so öde und fad gemacht hat. Aber auch kein Hauch von wehmütigem philosophischem Defaitismus wie bei Wittgenstein. Im Gegenteil: ein frisches, keckes zupackendes Werk, in dem philosophischer Optimismus und Esprit blitzen. «Le style, c'est Ryle», witzelte J. L. Austin in seiner Rezension, teils bewundernd, teils maliziös. So zu schreiben wie Ryle, ist in der Philosophie riskant; aber er wird das wohl gewusst haben. Er liebte das Understatement und schrieb für Leser, die keiner derberen Reize bedürfen.

Eine fertige oder auch nur halbwegs fertige konstruktive Lehre über das Geistige hat er niemals zustande gebracht. Er hätte es wohl gerne. Besonders gerne wohl eine Systematik der vielfältigen Facetten des Unsinnigen, von denen das Philosophieren seines Erachtens umstellt ist. Die Frage, was Denken ist – insbesondere auch das abgehobene, «reine» Denken des «reinen» Theoretikers –, hat ihn in seinen letzten Jahren unablässig beschäftigt. «What does *Le Penseur* do?» – das war am Ende seine Frage. Darauf hätte er liebend gerne eine philosophisch erhellende Antwort gegeben. Er kannte keine gute. Und so vermochte er zwar nicht zu sagen, was ein Denker beim Denken tut. Aber in seinen Arbeiten ist zu sehen, was ein zugleich redlicher und brillanter Denker, der seine Karten auf den Tisch legt, zu leisten vermag.

Andreas Kemmerling